

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 4

Artikel: Facino Cane
Autor: Balzac, Honoré de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Facino Cane.

Novelle von Honoré de Balzac.

Ich wohnte damals in einer Gasse, die gewiß niemand kennt wird, in der Rue de Lestiguieres; sie fängt an der Straße Saint-Antoine gegenüber einem Brunnen in der Nähe des Bastilleplatzes an und mündet in die Rue de la Cerisaie. Dank meiner Liebe zur Wissenschaft wohnte ich in einer Mansarde, in der ich bei Nacht arbeitete, während ich die Tage in einer nahegelegenen Bibliothek verbrachte. Ich lebte sehr einfach und hatte die Bedingungen des Mönchslebens, das dem geistigen Arbeiter notwendig ist, auf mich genommen. Raum, daß ich bei gutem Wetter auf dem Boulevard Bourdon spazieren ging. Eine einzige Leidenschaft wollte mich meinem Forscherleben entziehen; aber gehörte sie nicht auch zum Studium? Ich beobachtete die Sitten des Faubourg, seine Bewohner und ihre Charaktere. Da ich ebenso schlecht gekleidet war wie die Arbeiter und aufs Äußere keinen Wert legte, hatten sie keine Scheu vor mir; ich konnte mich zu ihren Gruppen stellen und zusehen, wie sie ihre kleinen Geschäfte abschlossen und sich, wenn sie von der Arbeit kamen, miteinander stritten. Bei mir war die Beobachtung schon eine Erkenntnis durch innere Anschauung geworden; sie drang in die Seele, ohne den Körper zu vernachlässigen; oder sie erfaßte vielmehr die Einzelheiten des Äußern so wohl, daß sie sofort darüber hinausging; sie ließ mir die Gabe, das Leben des Menschen, für den ich mich interessierte, mitzuleben; ich konnte mich an seine Stelle setzen, wie der Derwisch in Tausendundeine Nacht Körper und Seele der Personen annahm, über die er gewisse Worte sprach.

Wenn ich zwischen elf Uhr und Mitternacht einen Arbeiter und seine Frau traf, die zusammen vom Ambigu - Comique heimkehrten, machte es mir Vergnügen, ihnen vom Boulevard du Pont-aux-Choux bis zum Boulevard Beaumarchais zu folgen. Die biedern Leute sprachen zuerst von dem Stück, das sie gesehen hatten; aber allmählich kamen sie unfehlbar bei ihren eigenen Sorgen an; die Mutter zog ihr Kind hinter sich her, ohne auf seine Klagen oder Fragen zu achten; das Ehepaar rechnete aus, wieviel Geld sie am nächsten Tage bekommen würden, und gab es schon auf zwanzigerlei Weise aus. Es kamen nun die Einzelheiten des Haushalts: Klagen über die teuren Kartoffeln

oder über die Länge des Winters und den hohen Preis des Torfs; energische Vorhaltungen, wieviel man dem Bäcker schuldig sei, bis es schließlich zu Auseinandersetzungen kam, die immer heftiger wurden und bei denen jeder von beiden in anschaulichen Reden seinen Charakter enthüllte. Wenn ich diesen Leuten zuhörte, drang ich in ihr Leben ein, ich fühlte ihre Lumpen auf dem Leibe, ich ging in ihren zerrissenen Schuhen; ihre Wünsche und Nöte gingen ganz in meine Seele über oder meine Seele in ihre. Es war ein wacher Traum. Ich erhitzte mich mit ihnen über die Meister, die sie unterdrückten, oder gegen die schlechte Behandlung, daß sie öfter nach ihrem Gelde laufen mußten und es nicht bekamen. Meine Gewohnheiten aufzugeben, durch die Verzauberung des moralischen Sinnes ein anderer als ich selbst zu werden und dieses Spiel willkürlich zu spielen, das war meine Herstreuung. Wem verdanke ich diese Gabe? Ist sie ein zweites Gesicht? Ist sie eine der Fähigkeiten, deren Missbrauch zum Wahnsinn führen müßte? Ich habe nie nach den Ursachen dieser Macht geforscht; ich besitze sie und bediene mich ihrer; basta! Ich sage nur so viel, daß ich schon damals die Elemente der unzusammengehörigen Masse, die man das Volk nennt, zerlegt und dargestalt analysiert hatte, daß ich seine guten und schlechten Eigenschaften richtig bewerten konnte. Ich wußte bereits, von welchem Nutzen dieses Faubourg werden könnte, diese Pflanzschule der Revolutionen, die Helden, Erfinder, Techniker, Schurken, Ruchlose, Tugenden und Laster umschließt, alles vom Elend unterdrückt, von der Not erstickt, im Wein und Schnaps ertränkt und verderbt. Man kann sich nicht vorstellen, wie viele unbekannte Abenteuer, wie viele vergessene Dramen sich in dieser Stadt des Schmerzes abspielen! Wieviel Schreckliches und wieviel Schönes! Die Phantasie wird der Wirklichkeit, die hier verborgen ist und die nie einer finden wird, niemals nahekommen; man muß zu tief hinabsteigen, um diese wunderbaren Szenen der Tragik oder der Komik zu finden, diese Meisterwerke, die der Zufall erzeugt hat. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich die Geschichte, die ich erzählen will, so lange bei mir behalten habe; sie gehört zu den seltsamen Geschichten, die wie Lottonummern in dem Sack zurückbleiben und in einer

Laune des Gedächtnisses herausgezogen werden. Ich habe noch mehr davon auf Vorrat, die ebenso seltsam sind; aber sie werden auch noch drankommen, verlaßt euch darauf.

Eines Tages hat mich meine Aufwärterin, die Frau eines Arbeiters, ich möchte die Hochzeit einer ihrer Schwestern mit meiner Gegenwart beehren. Damit man sich einen Begriff machen kann, was da für eine Art Hochzeit zu erwarten war, muß ich sagen, daß ich dem armen Weibe, das mir alle Morgen mein Bett machte, die Schuhe reinigte, die Kleider büßte, das Zimmer aufwischte und das Frühstück bereitete, monatlich vierzig Sous gab; in der übrigen Zeit des Tages drehte sie die Kurbel einer Maschine und verdiente mit dieser saueren Arbeit zehn Sous täglich. Ihr Mann, der Tischler war, verdiente vier Franken. Aber da das Paar drei Kinder hatte, lebten sie sehr kümmerlich. Ich habe nie eine so unverbrüchliche Ehrlichkeit getroffen wie bei diesen zwei Menschen. Als ich aus dem Stadtviertel weggezogen war, kam Mutter Vaillant noch fünf Jahre lang und gratulierte mir zum Namenstag, wobei sie mir jedesmal einen Blumenstrauß und Orangen brachte, obwohl sie keine zehn Sous täglich zu verwirtschaften hatte. Das Glend hatte uns einander nahegebracht. Ich habe ihr nie mehr als zehn Franken geben können, die ich mir oft für diesen Zweck erst leihen mußte. Das kann mein Versprechen, zur Hochzeit zu kommen, erklären; ich hoffte, mich in die Freude der armen Leute versetzen zu können.

Der Hochzeitsschmaus und der Tanz fanden bei einem Weinhandler in der Rue de Charenton im ersten Stockwerk statt. Man hatte sich in einem größern Zimmer versammelt, das mit Hilfe von Reflektoren aus Weißblech erleuchtet war; an den Wänden klebte bis zur Tischhöhe eine schmutzige Papiertapete. Es waren Holzbänke aufgestellt. In diesem Zimmer befanden sich achtzig Menschen im Sonntagsstaat, mit Sträußen und Bändern ausgerüstet, die alle wild aufs Vergnügen waren und mit erhitzten Gesichtern tanzten, als sollte die Welt untergehen. Die Neuvermählten umarmten sich zu allgemeiner Zufriedenheit, und es gab Ahs! und Ehs! und allerlei Späße, die übrigens in Wahrheit weniger unschicklich waren als die schüchternen Blicke der wohlergogenen jungen Mädchen. Die Menschen

brachten da eine brutale Lust zum Ausdruck, die etwas Unstetiges hatte.

Indessen haben weder die Gesichter der Gesellschaft noch die Hochzeit noch irgend etwas in diesem Kreise Bezug auf meine Geschichte. Der Leser ist nur gebeten, den seltsamen Rahmen im Gedächtnis zu behalten. Man halte sich die gemeine, rot angestrichene Kneipe vor Augen, man rieche den Weindunst, man höre die Ausbrüche dieses Jubels, man bleibe in diesem Faubourg, mitten unter diesen Arbeitern, alten Leuten und armen Frauen, die sich in ausgelassener Freude dem Vergnügen einer Nacht hingaben.

Die Musik wurde von drei Blinden aus der Blindenanstalt ausgeführt; der erste spielte Geige, der zweite Klarinette und der dritte Vogelpfeife. Alle drei bekamen zusammen sieben Franken für die Nacht. Für diesen Preis war gewiß weder Rossini noch Beethoven von ihnen zu verlangen; sie spielten, was sie wollten und was sie konnten; niemand machte ihnen Vorwürfe; es war alles eine Zufriedenheit. Ihre Musik aber bombardierte das Trommelfell so wild, daß ich sofort, nachdem ich mich in der Versammlung umgesehen hatte, die Augen auf dieses Blindentrio richtete. Ich wurde zur Nachsicht bestimmt, als ich an ihren Uniformen ihr Gebrechen erkannte. Die Künstler saßen in einer Fensternische; man mußte also nahe herantreten, um ihre Gesichter zu sehen. Ich tat es nicht sofort; aber als ich dann endlich in ihrer Nähe war, war alles entschieden; die Hochzeit und die Musik verschwanden mir, meine Neugier war aufs höchste erregt, denn meine Seele ging in den Leib des Klarinettenspielers ein. Der Geiger und der Pfeifer hatten beide gewöhnliche Züge, wie man sie an Blinden kennt: gespannt und ernst; aber das Gesicht der Klarinette war eins von denen, die den Künstler und den Philosophen sofort in ihren Bann ziehen.

Man stelle sich die Gipsmaske Dantes im roten Lampenlicht vor, und darüber einen Wald von schlohweißen Haaren. Der bittere und schmerzhafte Ausdruck des prächtigen Kopfes wurde durch die Blindheit gesteigert; denn die blinden Augen wurden von der Tätigkeit des Geistes belebt, der aus ihnen wie ein Feuerschein herauslohte. Es sprach aus diesem Gesicht, aus der gewölbten Stirn, die von Falten gleich den Fugen in einem alten Mauerwerk

durchzogen war, ein einziger unablässiger, ener-
gischer Wunsch. Der Alte blies aufs Gerate-
wohl drauflos, er kümmerte sich weder um den
Takt noch um die Melodie, seine Finger hoben
oder senkten sich und bewegten die alten Klap-
pen ganz mechanisch; er machte sich nichts dar-
aus, greuliche Quietschöne hervorzubringen;
die Tänzer merkten es so wenig wie die beiden
Gesellen meines Italieners; denn ich wollte,
daß er ein Italiener war, und er war einer.
Etwas Großes und Selbstherrliches lag über
diesem alten Homer, der eine unbekannte Ody-
sse in sich tragen mußte. Es war eine so wahr-
hafte Größe, daß sie noch aus seinem Elend
hervorstrahlte; es war ein so wilder Herrscher-
wille, daß er stärker war als seine Armut.
Diesem edel geschnittenen Gesicht fehlte keine
der heftigen Leidenschaften, die den Menschen
zum Guten wie zum Bösen führen, einen
Buchthäusler oder einen Helden aus ihm ma-
chen; seine Farbe war, wie häufig bei Itali-
nern, fahl; es war von ergrauenden Brauen
beschattet, die tiefe Höhlen verfinsterten, aus
denen man nur mit Grauen das Licht des Ge-
dankens flammen sah, wie man sich fürchtet,
wenn an der Mündung einer Höhle fackel-
tragende und mit Dolchen bewaffnete Räuber
erscheinen. In diesem Käfig aus Fleisch lebte
ein Löwe, dessen Wut vergeblich gegen das
eiserne Gitter getobt hatte. Der Brand der Ver-
zweiflung war in ihm zu Asche geworden, die
Lava war abgekühl; aber die Furchen, die
Trümmer, etwas Rauch kündeten die Heftigkeit
des Ausbruchs und das verheerende Wüten des
Feuers. Diese Gedanken, die vom Anblick die-
ses Menschen geweckt wurden, waren so warm
in meiner Seele, wie sie auf seinen Mienen er-
kaltet waren.

Nach jedem Kontertanz hängten der Geiger und der Pfeifer, die sich sehr ernsthaft mit ihren Gläsern und ihrer Flasche beschäftigten, ihr Instrument an einen Knopf ihres schäbigen Rockes, streckten die Hand nach einem Tischchen in der Fensternische aus, wo ihre Vorräte standen, und reichten dem Italiener, der nicht hinlangen konnte, da der Tisch hinter seinem Stuhl war, ein volles Glas. Die Klarinette dankte ihnen mit freundlichem Nicken. Ihre Bewegungen waren so exalt, wie man sie an den Blinden der großen Pariser Blindenanstalt immer mit Staunen sieht; sie machen ganz den Eindruck, als hätten sie ihr Augenlicht. Ich

trat näher an die drei Blinden heran, um ihrem Gespräch zuzuhören; aber als ich nahe bei ihnen war, lauschten sie forschend; ohne Frage merkten sie, daß einer in ihrer Nähe war, der nicht dem Arbeiterstande angehörte, und schwiegen still.

„Sie, Klarinettenspieler, aus welchem Lande sind Sie?“ „Aus Benedig,“ antwortete der Blinde mit leicht italienisch gefärbter Aussprache. „Sind Sie blind geboren, oder war es ein...?“ „Ein Unglück,“ erwiderte er rasch, „ein verfluchter schwarzer Star.“ „Benedig ist eine schöne Stadt, ich habe immer große Lust gehabt, dort zu sein.“

Die Züge des Alten belebten sich, seine Runzeln zitterten, er war stark bewegt. „Wenn ich mit Ihnen hinginge, sollten Sie Ihre Zeit nicht verlieren,“ sagte er.

„Reden Sie ihm nicht von Benedig,“ meinte der Geiger, „sonst findet unser Doge kein Ende; besonders wo Durchlaucht schon zwei Flaschen im Bauch hat.“ „Vorwärts, ans Spiel, alter Quietschbruder!“ rief der Pfeifer.

Sie fingen alle drei wieder zu spielen an; aber während sie die vier Teile ihres Kontertanzes erledigten, beschupperte mich der Venezianer, er witterte das außerordentliche Interesse, das ich ihm widmete. Seine Züge verloren den kalten Ausdruck der Trauer; so etwas wie Hoffnung erhellt alle seine Mienen und schlich sich wie eine blaue Flamme in seine Runzeln; er lächelte und wischte sich die Stirn, diese verwegene und schreckliche Stirn; kurz er wurde vergnügt wie einer, der sein Steckenpferd bestiegt.

„Wie alt sind Sie?“ fragte ich ihn. „Zweiundachtzig Jahre.“ „Seit wann sind Sie blind?“ „Das ist nun schon fünfzig Jahre her,“ antwortete er in einem Tone, der davon sprach, daß er nicht nur den Verlust seiner Sehkraft, sondern sonst noch eine große Macht beklagte, die er eingebüßt hatte. „Warum nennen die Sie denn den Dogen?“ fragte ich ihn. „Ach, Possen!“ erwiderte er, „ich bin venezianischer Patrizier, und ich hätte ebensogut wie ein anderer Doge (Staatsoberhaupt in Benedig) werden können.“ „Wie heißen Sie denn?“ „Hier“, versetzte er, „bin ich nur der alte Canet. Mein Name hat nie anders in die Register eingetragen werden dürfen; auf italienisch lautet er Marco Facino Cane, Fürst von Varese.“ „Was? Sie stammen von dem berühmten

Rondottiere Facino Cane ab, dessen Groberungen auf die Herzöge von Mailand übergegangen sind?" „E vero," (So ist's) war seine Antwort. „In jener Zeit flüchtete der Sohn des Cane, um von den Visconti nicht umgebracht zu werden, nach Venetien und ließ sich ins Goldene Buch einschreiben. Aber es gibt jetzt ebensowenig mehr einen Cane wie ein Goldenes Buch!" Dabei machte er eine Gebärde, in der sein ganzer erstickter Patriotismus und sein Ekel vor allem Menschlichen zum Ausdruck kam.

„Aber wenn Sie Senator von Venetien wären, müßten Sie reich sein: wie kam's, daß Sie Ihr Vermögen verloren haben?"

Auf diese Frage wandte er mir mit einer wahrhaft tragischen Bewegung den Kopf zu, als wenn er mich betrachten wollte, und antwortete: „Durch Unglück!"

Er dachte nicht mehr ans Trinken, wies mit einer Gebärde das Glas Wein zurück, das ihm in diesem Augenblick der alte Pfeifer hinstreckte. Er ließ den Kopf sinken. Dieses Verhalten war nicht geeignet, meine Neugier zu dämpfen. Während des Koncertanzes, den die drei mechanisch herunterspielten, betrachtete ich den alten venezianischen Nobile (Edelmann) mit so brennenden Gefühlen, als wäre ich ein zwanzigjähriger Jüngling. Ich sah Venetien und die Adria vor mir, ich sah sie in ihrer Zerstörung auf diesem zerstörten Gesicht. Ich erging mich in dieser Stadt, die ihren Bewohnern so ans Herz gewachsen ist, ich kam von Rialto zum Canale Grande, vom Molo bei Scavoni zum Lido, ich kehrte um zum Dom, der in seiner Eleganz so prächtig ist; ich besah die Fenster der Casa d'Oro, deren jedes andere Bierate hat; ich betrachtete die reichen Paläste aus Marmor, kurz all die Wunder, an denen der Kenner um so mehr Gefallen findet, als er sie nach Laune auftauchen läßt und seine Träume nicht durch das Bild der Wirklichkeit um ihre Poesie bringt. Ich stellte mir den Lebenslauf dieses Nachkommen der größten aller Rondottieri vor und suchte nach den Spuren seines Unglücks und den Ursachen dieser vollständigen körperlichen und moralischen Herabkommenheit, von der übrigens die Funken der Größe und des Adels, die in diesem Augenblicke wieder Leben empfangen hatten, noch verschönert wurden. Unsere Gedanken begegneten sich ohne Zweifel; ich glaube wenigstens, daß die Blindheit den

Austausch zwischen den Geistern erleichtert, indem sie der Aufmerksamkeit verwehrt, sich durch äußere Gegenstände zerstreuen zu lassen. Die Probe auf die Sympathie, die zwischen uns bestand, ließ nicht auf sich warten. Facino Cane hörte mit Spielen auf, erhob sich, trat auf mich zu und sprach zu mir in einem Tone, der auf mich wie ein elektrischer Schlag wirkte: „Wir wollen gehen!"

Als wir auf der Straße waren, sagte er zu mir: „Wollen Sie mich nach Venetien führen, wollen Sie mitkommen? Wollen Sie mir Gläubigen schenken? Sie werden reicher werden, als es die zehn reichsten Häuser von Amsterdam oder London sind, reicher als die Rothschild, reich wie die Märchen aus Tausendundeiner Nacht."

Ich hielt den Mann für wahnsinnig; aber es lag in seiner Stimme eine Macht, der ich gehorchte. Ich ließ mich führen, und er ging so schnell mit mir zu den Gräben der Bastille, wie wenn er sehen könnte. Er setzte sich an einer sehr abgelegenen Stelle, an der seitdem die Brücke gebaut wurde, unter der der Saint-Martin-Kanal zur Seine fließt, auf einen Stein, und ich nahm auf einem andern Blöcke ihm gegenüber Platz. Seine weißen Haare blitzten wie Silberfäden im hellen Mondschein. Das Schweigen wurde kaum von dem dumpfen Getöse der Boulevards gestört, das bis hierher drang. Dazu kam die nächtliche Stimmung, so daß die Szene wahrhaft romantisch war.

„Sie sprechen zu einem jungen Manne von Millionen. Können Sie annehmen, daß er einen Augenblick zögert, tausend Leiden auf sich zu nehmen, um sie zu bekommen? Spotten Sie über mich?" „Ich will ohne Beichte sterben," versetzte er heftig, „wenn das, was ich Ihnen mitteilen will, nicht wahr ist. Ich war zwanzig Jahre alt, wie Sie jetzt sind, ich war reich, schön, adlig; und ich fing mit der ersten aller Narrheiten an, mit der Liebe. Ich habe geliebt, wie man heutzutage nicht mehr liebt; bis zu dem Punkt, wo ich mich in eine Kiste stecken ließ und Gefahr lief, darin erdolcht zu werden, ohne etwas anderes empfangen zu haben als das Versprechen eines Kusses. Für sie sterben, schien mir ein ganzes Leben zu sein. Im Jahre 1760 verliebte ich mich in eine Vendramini, eine Frau von achtzehn Jahren, die mit einem Sagredo verheiratet war, einem der reichsten Senatoren, einem dreißigjährigen

Manne, der leidenschaftlich in seine Frau verliebt war. Meine Geliebte und ich waren unschuldig wie zwei Engelskinder beieinander, als der Gatte uns überraschte, wie wir eben von der Liebe sprachen; ich hatte keine Waffe, er war bewaffnet, aber er verfehlte mich; ich sprang auf ihn, erdrosselte ihn mit meinen bei-

Pausen. „Mögen nun die Vorstellungen einer Frau während ihrer Schwangerschaft oder bei der Empfängnis Einfluß auf das Kind haben oder nicht, Tatsache ist, daß meine Mutter, während sie mich unterm Herzen trug, eine Leidenschaft für Gold hatte. Ich habe eine Goldsucht, deren Befriedigung meinem Leben so völ-



Löwe vor dem Zeughaus zu Venedig.

den Händen und drehte ihm den Hals um wie einem Hahn. Ich wollte mit Bianca fliehen, doch sie wollte mir nicht folgen. Da haben Sie die Frauen! Ich flüchtete allein; ich wurde verurteilt, meine Güter wurden zugunsten meiner Erben eingezogen; aber ich hatte meine Diamanten, fünf zusammengerollte Bilder von Tizian und all mein Gold bei mir. Ich begab mich nach Mailand, wo ich nicht behelligt wurde; der Staat kümmerte sich nicht um meine Angelegenheit. — Eine kleine Anmerkung, ehe ich fortfahre," sagte er nach einer

lig Bedürfnis ist, daß ich noch in keiner Lage meines Lebens je ohne Gold bei mir gewesen bin; ich habe immer mit Gold zu schaffen; als ich jung war, trug ich immer Kleinode und hatte immer zwei- oder dreihundert Dukaten bei mir.“

Während er diese Worte sprach, zog er zwei Dukaten aus der Tasche und zeigte sie mir.

„Ich rieche das Gold. Obwohl ich blind bin, bleibe ich vor jedem Juwelierladen stehen. Diese Leidenschaft hat mich zugrunde gerichtet: ich bin ein Spieler geworden, um mit Gold spielen

zu können. Ich war kein Gauner, ich wurde begauert und richtete mich zugrunde. Als ich kein Geld mehr hatte, ergriff mich die rasende Begier, Bianca wiederzusehen. Ich kehrte heimlich nach Venetien zurück, ich fand sie wieder; ich war ein halbes Jahr lang glücklich, war bei ihr versteckt, und sie brachte mir zu essen. Ich träumte davon, bis ans Ende des Lebens so beglückt zu sein. Der Proveditore bewarb sich um sie; er ahnte, daß er einen Nebenbüßler hatte; in Italien riecht man das; er belauerte uns und überraschte uns, der Glende! Sie könnten sich denken, wie wir zusammen kämpften; ich tötete ihn nicht, aber ich verwundete ihn schwer. Dieses Abenteuer hat mein Glück zerstört. Seit dem Tage habe ich Bianca nicht wiedergesehen. Ich habe viel Vergnügen gehabt, ich habe am Hofe Ludwigs XV. unter den berühmtesten Weibern gelebt; aber an keiner habe ich die Vorzüge, die Reize, die Liebenswürdigkeit meiner teuern Venezianerin gefunden. Der Proveditore hatte seine Leute mit sich gebracht; er rief sie, der Palast wurde umstellt, man drang ein; ich wehrte mich und wollte unter den Augen Biancas sterben, die mir helfen wollte, den Proveditore zu töten. Einst hatte diese Frau nicht mit mir fliehen wollen, aber nach einem halben Jahr des Glückes wollte sie mit mir zusammen sterben und erhielt mehrere Stiche. Ich wurde mit Hilfe eines großen Mantels, den man über mich warf, gefangen, hinuntergerollt, in eine Gondel geschleppt und in einen der unterirdischen Kerker geworfen. Ich war zweihundzwanzig Jahre alt und hielt den Stumpf meines Schwertes so fest, daß man mir, die Faust hätte abhauen müssen, um ihn zu bekommen. Durch einen seltsamen Zufall oder vielmehr von einem Gedanken der Vorsicht geleitet, versteckte ich das Stück Eisen in einem Winkel, als ob es mir noch nützlich sein könnte. Ich wurde gepflegt. Keine meiner Wunden war tödlich. Mit zweihundzwanzig Jahren übersteht man alles. Ich sollte enthauptet werden und stellte mich frank, um Zeit zu gewinnen. Ich glaubte, daß mein Kerker an den Kanal stieß; mein Plan war, zu entrinnen, indem ich die Mauer durchbrach und über den Kanal schwamm, selbst auf die Gefahr des Ertrinkens hin.

Hören Sie, auf welche Erwägungen ich meine Hoffnung baute!

Jedesmal, wenn der Kerkermeister mir das

Essen brachte, las ich an den Wänden Weisungen wie: Palastseite, Kanalseite, Kellerseite, und ich überzeugte mich endlich von einem Plan, dessen Sinn mich wenig kümmerte, der sich übrigens aus dem gegenwärtigen Zustand des Dogenpalastes, der nicht vollendet wurde, erklären läßt. Mit dem Scharffinn, den die Begier, die Freiheit zu erlangen, verleiht, gelang es mir, auf einem Stein, den ich mit den Fingerspitzen betastete, eine arabische Inschrift zu entziffern, durch die der Urheber dieser Arbeit seinen Nachfolgern mitteilte, er habe zwei Steine der letzten Mauerschicht losgelöst und elf Fuß tief ausgegraben. Um sein Werk fortzuführen, hatte er die Bruchstücke von Stein und Mörtel, die bei der Arbeit abgefallen waren, auf dem Boden des Kerkers verteilen müssen. Selbst wenn die Wärter oder die Inquisitoren nicht durch die Konstruktion des Gebäudes in Sicherheit gewiegt worden wären, die nur eine äußere Überwachung nötig machte, erlaubt es die Lage der unterirdischen Kerker, in die man auf einigen Stufen hinabsteigt, den Boden allmählich höher zu machen, ohne daß die Wärter es merken. Diese ungeheure Arbeit war unnütz gewesen, wenigstens für den, der sie unternommen hatte, denn der Umstand, daß sie nicht vollendet war, zeigte an, daß der Unbekannte gestorben war. Die Bedingung, daß seine aufopfernde Tätigkeit nicht für immer verloren sein sollte, war, daß ein Gefangener Arabisch konnte, ich aber hatte im Kloster der Armenier die orientalischen Sprachen erlernt. Ein Satz, der hinten auf den Stein geschrieben war, berichtete das Schicksal des Unglücks, der als Opfer seiner ungeheuren Schäze gestorben war, die Venetien begehrte und an sich gerissen hatte. Ich brauchte einen Monat, um zu einem Ergebnis zu kommen. Während der Arbeit und in den Augenblicken, in denen ich vor Erschöpfung fast umkam, hörte ich den Klang von Gold, sah ich Gold vor mir, war ich von Diamanten geblendet! ... Oh! Warten Sie!

In einer Nacht stieß mein stumpfer Stahl auf Holz. Ich schärfte mein Schwertende und machte ein Loch in das Holz. Um arbeiten zu können, wälzte ich mich wie eine Schlange auf dem Bauche, ich zog mich nackt aus und wühlte wie ein Maulwurf, indem ich die Hände vorwärts streckte und den Stein zur Stütze nahm. Zwei Tage vor dem Tag, an dem ich vor meinen Richtern erscheinen sollte, wollte ich in der

Nacht noch einen letzten Versuch machen; ich bohrte in dem Holz, bis mein Eisen auf keinen Widerstand mehr stieß.

Denken Sie sich meine Überraschung, als ich das Auge an das Loch brachte! Ich war in der Wandbekleidung eines unterirdischen Raumes, der schwach, aber immerhin so weit erleuchtet war, daß ich einen Haufen Gold sehen konnte. Der Doge und einer von den Zehn waren in dieser Höhle; ich hörte ihre Stimmen; aus ihren Reden entnahm ich, daß sich hier der Geheimschatz der Republik, die Schenkungen der Dogen und die Reserven der Beute befanden, die man den Venezianischen Pfennig nannte und für den vom Ertrag jedes Kriegszugs etwas zurückgelegt wurde.

Das mußte meine Rettung sein!

Als der Kerkermeister kam, machte ich ihm den Vorschlag, er sollte mir zur Flucht verhelfen und mit mir fliehen; wir wollten mit uns nehmen, so viel wir tragen konnten. Es gab kein Besinnen für ihn; er nahm an. Ein Schiff war im Begriff, die Anker zu lichten und nach der Levante zu fahren; alle Maßregeln wurden ergriffen; Bianca half bei den Schritten, die ich meinem Helfershelfer befahl. Um keinen Argwohn zu erregen, sollte Bianca in Smyrna zu uns stoßen. In einer Nacht wurde das Loch vergrößert und wir stiegen in den Geheimschatz Benedigs. Was für eine Nacht! Ich sah vier Fässer voller Gold. In dem Raum, der daran stieß, war das Silber zu zwei großen Haufen getürmt und ließ nur einen Weg in der Mitte frei, damit man durchs Zimmer gehen konnte, und die Münzen waren wie eine Böschung an den Wänden fünf Fuß hoch aufgestapelt. Ich dachte, der Kerkermeister würde wahnsinnig: er sang, tanzte, lachte und schlug Purzelbäume im Gold; ich drohte, ihn zu erdrosseln, wenn er Zeit verlor oder Lärm mache. In seiner Freude beachtete er anfangs einen Tisch gar nicht, auf dem sich die Diamanten befanden. Ich warf mich geschickt genug darauf und konnte meine Matrosenjacke und die Taschen meiner Hose damit füllen. Großer Gott! Nicht den dritten Teil habe ich mitgenommen. Unter diesem Tisch lagen Goldbarren. Ich überredete meinen Gefährten, wir wollten so viele Säcke, als wir tragen könnten, mit Gold füllen: ich brachte ihm bei, daß das die einzige Art war, im Ausland nicht entdeckt zu werden.

„Die Perlen, Edelsteine und Diamanten würden uns verraten,“ sagte ich zu ihm.

Wie habgierig wir auch waren, wir konnten nicht mehr als zweitausend Pfund mitnehmen, die uns nötigten, sechsmal vom Gefängnis bis zur Gondel zu gehen. Die Schildwache am Wassertor hatten wir mit einem Säckchen von zehn Pfund Gold bestochen. Die beiden Gondelführer glaubten der Republik zu dienen. Bei Tagesanbruch brachen wir auf. Als wir auf hoher See waren und ich an diese Nacht zurückdachte; als ich mir alle Aufregungen, die ich durchgemacht hatte, ins Gedächtnis rief; als dieser ungeheure Schatz mir wieder vor Augen stand; als ich daran dachte, daß ich nach meiner Schätzung dreißig Millionen in Silber und zwanzig Millionen in Gold, mehrere Millionen in Diamanten, Perlen und Rubinen zurückgelassen hatte, überkam es mich wie Wahnsinn. Ich hatte das Goldfieber.

Wir gingen in Smyrna an Land und schifften uns sofort nach Frankreich ein. Als wir das französische Schiff bestiegen, erwies Gott mir die Gnade, mich von meinem Gefährten zu befreien. In diesem Augenblick dachte ich kaum an die ganze Tragweite dieses verbrecherischen Zufalls, über den mein Herz lachte. Wir waren so völlig erschöpft gewesen, daß wir wie erstarrt nebeneinander uns befunden hatten, kein Wort zusammen sprachen und nur darauf lauereten, in Sicherheit zu sein, um unser Glück zu genießen. Kein Wunder, daß dem Kerl schwindlig wurde. Sie werden sehen, wie Gott mich gestrraft hat!

Ich glaubte mich erst in Sicherheit, nachdem ich zwei Drittel meiner Diamanten in London und Amsterdam verkauft und meinen Goldstaub in Handelspapieren angelegt hatte. Fünf Jahre lang hielt ich mich in Madrid verborgen; dann kam ich 1770 unter einem spanischen Namen nach Paris und führte das glänzendste Leben. Bianca war gestorben. Mitte in meinem üppigen Leben — ich stand im Genusse eines Vermögens von sechs Millionen — wurde ich mit Blindheit geschlagen. Ich zweifle nicht daran, daß dieses Gebrechen die Folge meines Aufenthalts in dem Kerker und meiner Arbeiten in dem Gemäuer ist, es sei denn, daß meine Gabe, Gold zu sehen, einen Missbrauch der Sehkraft in sich schloß, die mich dazu ausseraß, das Augenlicht zu verlieren.

Damals liebte ich eine Frau, mit der ich mein Los zu verbinden hoffte. Ich hatte ihr das Geheimnis meines Namens anvertraut, sie gehörte zu einer mächtigen Familie; ich hoffte alles von der Kunst Ludwigs XV. Ich hatte dieser Frau, die eine Freundin von Frau du Barry war, mein ganzes Vertrauen geschenkt; sie riet mir, einen berühmten Augenarzt in London zu Rate zu ziehen; aber nachdem ich ein paar Monate in dieser Stadt gewesen war, wurde ich von dem Weibe im Hyde-park hilflos verlassen: sie hatte mich meines ganzen Vermögens beraubt, so daß ich hilflos und wehrlos war, denn ich mußte meinen Namen, der mich der Rache Benedigs ausgeliefert hätte, verborgen, ich konnte niemandes Hilfe anrufen, ich fürchtete Venedig. Mein Gebrechen wurde von den Spionen, die diese Frau auf mich geheftet hatte, ausgebeutet. Ich könnte Ihnen Abenteuer erzählen, die eines Gil Blas würdig wären. Ihre Revolution kam. Man zwang mich, ins Blindenhaus zu gehen: dort brachte mich das Weib nun unter, nachdem sie mich zwei Jahre lang als Wahnsinnigen in Bicêtre festgehalten hatte; es ist mir nie gelungen, sie zu töten; ich sah ja nichts mehr und war zu arm, um einen Mörder zu dingen. Hätte ich nun, ehe ich Benedetto Carpi, meinen Kerkermeister, verlor, ihn über die Lage meines Kerkers befragt, so hätte ich, als die Republik von Napoleon vernichtet wurde, die Lage des Schatzes angeben und nach Venedig zurückkehren können ...

Aber trotz meiner Blindheit: wir wollen zusammen nach Venedig reisen! Ich werde das Gefängnistor wiederfinden, ich werde das Gold durch die dicken Mauern sehen, ich werde es unter dem Wasser, wo es vergraben ist, riechen: denn die Ereignisse, die Benedigs Macht gestürzt haben, sind derart, daß das Geheimnis dieses Schatzes mit Vendramino, Biancas Bruder, einem Dogen, von dem ich gehofft hatte, er werde mich mit den Zahn aussöhnen, hat sterben müssen. Ich habe an den Ersten Konsul geschrieben, ich habe dem Kaiser von Österreich einen Vertrag angeboten, alle haben mich als armen Geistesfranken schonend abgewiesen! Kommen Sie, wir wollen nach Venedig, wir wollen uns durchbetteln und als Millionäre zurückkehren; wir werden meine Güter zurückkaufen, und Sie sollen mein Erbe werden, sollen Fürst von Varese sein!"

Ich horchte stumm auf diese Erzählung, die sich in meiner Phantasie zu einer großen Dichtung auswuchs, und blieb auch still, als der Greis jetzt schwieg. Ich sah seinen weißen Schädel vor mir, ich blickte auf das schwarze Wasser der Gräben der Bastille und antwortete nicht. Facino Cane glaubte gewiß, ich beurteile ihn wie all die andern mit freundlichem Mitleid; er machte eine Gebärde, in der die ganze Philosophie der Verzweiflung lag.

Seine Erzählung hatte ihn vielleicht in seine glücklichen Tage, nach Venedig zurückgeführt: er nahm seine Klarinette zur Hand und spielte melancholisch ein venezianisches Lied, eine Barkarole, für deren Wiedergabe er sein erstes Talent, sein Talent eines liebenden Patriziers wiederfand. Es klang wie der Klagesalm „An den Wassern Babylons“. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Wenn späte Passanten über den Boulevard Bourdon kamen, sind sie gewiß stehengeblieben, um diesem letzten Gebet des Verbannten, der letzten Klage um einen verlorenen Namen, mit der sich das Gedanken an Bianca verband, zu lauschen. Aber das Gold kam schnell wieder obenauf, und die verhängnisvolle Leidenschaft löschte den Schimmer der Jugend aus.

„Ich sehe den Schatz immer vor mir,“ fing er wieder an, „im Wachen und im Traum; ich sehe zwischen den Goldhaufen die Diamanten blitzzen, ich bin nicht so blind, wie Sie glauben; Gold und Diamanten glänzen in meiner Nacht, in der Nacht des letzten Facino Cane; des letzten, denn mein Rang geht auf die Memmi über. Großer Gott! Die Strafe des Mörders hat früh begonnen! Ave Maria ...“

Er sprach ein paar Gebete, die ich nicht verstand.

„Wir gehn nach Venedig!“ sagte ich zu ihm, als er aufgestanden war.

„Ich habe also einen Mann gefunden!“ rief er. Flammende Röte war in sein Gesicht geschossen.

Ich gab ihm den Arm und führte ihn heim; am Tor der Blindenanstalt drückte er mir die Hand. Gerade kamen etliche von der Hochzeit vorbei und kreischten ihren trunkenen Jubel in die Nacht hinein.

„Brechen wir morgen auf?“ fragte der Greis. „Sobald wir das nötige Geld haben.“

„Aber wir können zu Fuß gehen, ich werde heteln... Ich bin kräftig, und wenn man Gold vor sich sieht, ist man jung.“

Facino Cane starb im Laufe des Winters, nachdem er zwei Monate gelegen hatte. Der Ärmste hatte sich erkältet.

Spruch.

Hüte dich, wahllos einzustimmen,
Wenn Lästerungen die Frauen kränken.
Man kann nicht schlimm genug von den schlimmen,
Nicht gut genug von den guten denken.

Paul Heyse.

Die Mutter in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“.

Von Elise Pfister, B.D.M., in Zürich.

(Fortsetzung.)

In schlichter, herzandringender Weise schildert uns Pestalozzi, wie Gertrud ihre Kinder erzieht zur Gewissenreinheit und zum Gehorsam gegen das Gute. Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetsstunde ihre Fehler und auch alle Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. „Ihr Lieben, wie ist's diese Woche mit dem Rechtun gegangen? Anneli, tatest du recht in dieser Woche?“ „Nein, Mutter, du weißt es wohl mit dem Brüderchen.“ Anneli, es hätte dem Kind etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dürsten und schreien ließe. Das Kind könnte ja fürs ganze Leben elend werden. So dürste ich keinen Augenblick mehr vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kind nicht recht Sorge.“ Wie unendlich wohl tut das einem Kinde, wenn die Mutter sich die Zeit nimmt, so mit den Kindern zu reden als ihre Seelsorgerin. Wie viele Eltern gibt es doch, die das Kind nicht beobachten, nicht über sein Wesen nachdenken, für alles, nur für das Kind nicht Zeit haben, und dann stehen sie später, wenn die unbeobachteten Fehler sich ausgewachsen haben, vor unbegreiflichen Tatsachen. Sie haben das kleine Loch im Damm nicht gesehen, so konnten die verheerenden Wasser weiter und weiter spülen, bis der Zusammenbruch groß war. Gertrud reiht Tag für Tag Beobachtung an Beobachtung. Dadurch hat sie ein ganz klares Bild vom besonderen Wesen eines jeden. Sie ist keine schwache Mutter, die einen Fehler ihres Kindes nicht einsehen und eingestehen

kann. Jede Regung des Unguten am Kinde nimmt sie ernst, denn sie schaut ihre höchste und heiligste Mutterpflicht in der Heranbildung herzensreiner, willensstarker Menschen. Sie leitet die Kinder an, sich selbst zu prüfen, sich selbst zu erkennen und offen und wahr die eigene Schwäche zuzugeben. Indem sie sie nicht nur zurechtfiebt, sondern ihnen zurechthilft, wacht in den Kindern das Bewußtsein der Schuld auf, die Neue und der Wunsch, den Fehler zu überwinden. Es gibt so viele erwachsene Menschen, die immer nur die Fehler an den andern sehen und nie an sich selbst; die das Zugeständnis ihrer Schuld nie über die Lippen bringen, weil sie in der Jugend nicht erzogen worden sind zur Selbsterkenntnis und zur Wahrhaftigkeit in bezug auf sich selbst. „Glaub mir doch, Mutter“, sagte das Anneli; „ich will gewiß nie mehr von dem Brüderlein weggehen.“ „Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken versetzen.“

„Niklas, wie ist es dir in dieser Woche ergangen?“ „Ich weiß nichts Böses.“ „Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Gritili umgestoßen hast. Wenn du einmal groß sein wirst, und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel, so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen zuziehen werdest. Glaub mir's, dieses Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.“

„Und du Lise? Was hastest du grad vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wußtest, daß Arner bald kommen werde? Wir haben